

Weltgeschichte

Eine „Entscheidung von weltgeschichtlichen Ausmaßen“ nennt das Oberkommando der deutschen Wehrmacht das Ergebnis der Vernichtungsschlacht Ostwärts Bialystok. In der Tat: die politische Bedeutung der gewaltigen Niederlage der Sowjettruppen ist ebenso groß wie ihre militärische. Politisch gesehen, bedeutet der deutsche Sieg das völlige Scheitern der sowjetischen Angriffsabsichten auf Deutschland und Westeuropa, zugleich aber auch eine neue Niederlage der britischen Blutokratie, die sich mit dem Bolschewismus verbündet, weil sie ihr Ziel — Niederbringung der Achsenmächte und deren Freunde — auf sich selbst gestellt nicht erreichen konnte. Was der Bolschewismus wollte, ist heute völlig klar: er wollte durch einen Einfall nach Deutschland, der mit außerordentlich starken militärischen Kräften unternommen werden sollte, die bolschewistische Revolution nach Deutschland tragen. Das hätte, wenn der Plan gelungen wäre, nicht nur die Vernichtung des nationalsozialistischen Reiches bedeutet, sondern hätte zugleich auch der gesamten europäischen Kultur den Todesstoß versetzt. Daß dieses Attentat auf Europa abgewehrt wurde, ist ein Erfolg, auf den die deutsche Wehrmacht und mit ihr das ganze deutsche Volk stolz zu sein alle Ursache haben. Hier liegt die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Sieges: die Absichten der Bolschewisten auf Europa wurden durchkreuzt, obgleich Moskau zu ihrer Verwirklichung sich der Unterstützung der Londoner Blutokratie bedienen konnte. So hat das deutsche Schwert wieder einmal Weltgeschichte gemacht.

Wir dürfen in diesem Zusammenhang auch darauf hinweisen, daß das ganze übrige Europa — England ausgenommen, das auch in diesem Falle den Kontinent verraten hat — begreift, um was es in diesem Kampfe eigentlich geht. Daß Italien an der Seite Deutschlands gegen den Bolschewismus kämpft, ist selbstverständlich. Daß sich an diesem Kampfe aber auch zahlreiche andere Staaten aktiv beteiligen und daß sogar die französische Regierung die diplomatischen Beziehungen zu Moskau abgebrochen hat, ist ein Beweis dafür, wie gut Europa die Gefahr, die ihm vom Bolschewismus droht, begriffen hat. Europa marschiert gegen den Bolschewismus und die mit ihm verbündete englische Blutokratie.

Noch sind in der gewaltigen Auseinandersetzung mit den Sowjets die endgültigen Entscheidungen nicht gefallen. Aber die weltgeschichtlichen Siege der deutschen Waffen lassen schon heute keinen Zweifel darüber, wer der Endsieger sein wird. In diesem Kampfe wird es sich entscheiden, wer die höheren Kräfte in sich selbst entwickelt hat. Es wird sich erweisen, ob die bolschewistische Lebensform ihren Anspruch auf die Beherrschung der Welt zu Recht vertritt, oder ob sie vor dem Nationalsozialismus verfallen wird, der nie die Weltbeherrschung erstrebte, sondern lediglich die völlige Erneuerung aus der Mobilisierung der eigenen Blutkräfte. Es wird sich zeigen, ob die teuflische Idee des Bolschewismus, die den Erdball und die Menschheit zu erlösen vorgab, imstande war, auch nur ein Volk und einen Staat zu seiner besten Organisation zu führen, oder ob sie nicht bei diesem einen Versuch bereits kläglich gescheitert ist. Die höhere Gerechtigkeit steht heute mit lächelndem Gleichmut zu, wie die nunmehr aufeinandergefahrenen Widerläufer ihre Werte in die Waagschale werfen: an ihren Werken sollt ihr sie erkennen!

Die ersten Vorentscheidungen sind gefallen. Sie sprechen eindeutig gegen den Bolschewismus und für den Nationalsozialismus. Nicht nur, daß die kämpfende deutsche Truppe dem zäh und verbissen ringenden Gegner bisher überlegen war, auch das Material und die Wäute der Waffen schlagen den Feind. Dies aber ist der Punkt, da die Überlegenheit der inneren Organisation des deutschen Volkes zutage tritt. Heute steht die Welt, was wir längst wußten und immer unerschütterlich glaubten. Waffen und Munition sind der Ausdruck sowohl des technischen Könnens unserer schaffenden Volksgenossen als auch unserer gesamten Organisation des Arbeitslebens. Sie sind Ergebnisse geistig hochstehender und verantwortungsvoller Arbeit. Sie sind in Deutschland die Früchte nationalsozialistischer Arbeitsgestaltung. Sie sind Zeugnis des Fleißes und der Genauigkeit, der Verantwortung und des Ideenreichtums unserer schaffenden Heimat. Sie sind damit auch Charakterdokumente unseres nationalsozialistischen Volkes. Sie haben sich dem Feinde überlegen gezeigt. Turm hoch überlegen, hat das Oberkommando der Wehrmacht. Das ist ein ehrendes Zeugnis für den deutschen Rüstungsarbeiter, auf das er besonders stolz sein darf.

Über turmhoch überlegen ist nicht nur das deutsche Kriegsmaterial, sondern ist auch der deutsche Soldat. Weil turmhoch überlegen auch die deutsche Sache ist. Und das gibt schließlich in diesem Kampfe den Ausschlag: die deutschen Siege wären nicht erlitten worden, wenn unsere Wehrmacht — Führung und Truppen — nicht von jenem prächtigen Geiste durchdrungen wäre, der jeden einzelnen Soldaten befeuert, das höchste herzugeben. Jeder in Deutschland weiß, daß es um ganz große Dinge geht. Jeder deutsche Arbeiter kennt den Gegner, gegen den heute unsere Fahnen geführt werden, ganz genau. Hat doch dieser Feind der deutschen Arbeit jahrelang versucht, die Nervenzellen und Volkstrost Deutschlands auszuhöhlen, um es zum Schauplatz des völligen Chaos zu machen. Und genau so wenig wie unsere Führung jemals vergessen hat, was die von Moskau geschürte jüdische Weltverpesterung uns im eigenen Hause einst antun wollte, genau so wenig hat der deutsche Arbeiter das ihm zugeordnete Schicksal vergessen, das ihm gebührt hätte, wenn er nicht in letzter Stunde sich eines besseren Selbst besonnen hätte. Volk und Wehrmacht sind völlig eins in ihrer eisernen Entschlossenheit. Sie wissen, daß es in diesem Ringen um die Existenz Deutschlands und um die Zukunft Europas geht. Es ist ein weltgeschichtliches Ringen und die deutschen Siege sind daher Erfolge von weltgeschichtlicher Tragweite.

Die „norwegische Legion“ im Aufmarsch

Oslo, 3. Juli. In dem sich immer deutlicher und kraftvoller vollziehenden Aufmarsch Europas gegen den Bedroher seiner Kultur wird nun auch die „norwegische Legion“ ihren Platz einnehmen. Mit dieser Feststellung umreißt die Døler Zeitung „Dagbladet“ die Stimmung in Norwegen. An dem erfolgreichen deutschen Einmarsch nehme das norwegische Volk in heftiger Begeisterung Anteil, schreibt „Tritt Volk“. Weiter bringen die Blätter ausführliche Reportagen von den Medbestellen der „norwegischen Legion“ und verzeichnen die ersten Geldspenden für die Ausrüstung dieses norwegischen Verbandes.

Grauenhafte Morde der GPU. in Lettland

Sowjetkommisare wüteten in lettischen Städten — Tausende von Letten verschleppt und ermordet Entschlüsselter Fund in Libau

(Von Kriegsberichterstatter Werner Hartmann)

1941. Bei der Kriegsmarine, im Juni/Juli 1941. (R.) Bei Ausbruch der Feindseligkeiten verhafteten die Sowjetkommisare Tausende von Letten. Es waren zum größten Teil Angehörige der Städte und vor allem Offiziere der lettischen Armee, die einstmalig gegen die Bolschewisten gekämpft hatten. Sie wurden zum großen Teil verschleppt, um, wie man annimmt, auf dem Marsch nach Rußland ermordet zu werden. Einen Teil der gefangenen Offiziere ermordeten die Sowjets sofort, als die deutschen Truppen heranrückten.

Ein deutscher Korvettenkapitän ging mit zwei Begleitern durch die Straßen des eroberten Libau. Bisherig wurde er aus einem Keller angerufen. „Herr Leutnant, befreien Sie uns!“ Sofort stürzten er und seine Begleiter in den Keller. Sie fanden drei Türen vor, die mit großen Schlössern verschlossen waren. Mit Stemmmeißeln wurden die Türen aufgeschlagen. In dem ersten Raum fanden sie sechs Leichen, fünf Männer und eine geschändete Frau. Als das Schloß zum zweiten Raum erbrochen war, wankte ihnen der Mann entgegen, der sie angerufen hatte, ein verwundeter ehemaliger lettischer Offizier. Im dritten Raum lagen zwischen grauenhaft zugerichteten Leichen zwei weitere ehemalige lettische Offiziere, die ebenfalls verlegt und vollkommen abgemüht waren und keinen Anteil an ihrer Befreiung nahmen.

Der deutschsprachige Lette erzählte, daß beim Herannahen der deutschen Truppen ein GPU-Mann gekommen sei und sich in die in dem engen Raum zusammengedrängten Menschen hineingeschoben und den am Boden Liegenden noch den Schädel eingeschlagen habe. Er sei durch ein Wunder gerettet worden, er sei ohnmächtig geworden, sei hingefallen, und die Leichen seien auf ihn gefallen. Er wußte nicht, wieviel Tage vergangen waren und wie lange er zwischen den Sterbenden und den Verwesenden Leichen gelegen hatte.

Gleich nach der Öffnung der Kellerräume kamen weinende lettische Frauen und suchten unter den Leichen ihre vor Tagen verhafteten Männer. Fürsichtbar waren die Szenen, wenn eine Frau ihren Mann erkannte. Viele mußten aber ohne eine Gewißheit wieder nach Hause gehen.

Die sofort angefertigten Untersuchungen des gegenüberliegenden GPU-Hauses blieben ohne Erfolg. Man geht jetzt systematisch daran, die Keller der umliegenden Häuser zu durchsuchen.

Verstärkte Bombardierung der Wohnviertel Beiruts

Palmyra nach blutigem Widerstand gefallen

Paris, 3. Juli. Nach dem aus Vichy übermittelten französischen Deckerbericht vom 3. Juli haben die Engländer ihre Bombenangriffe auf die Stadt Beirut fortgesetzt. Ferner haben die britischen Streitkräfte nach einem schweren Panzerwagnangriff Palmyra eingenommen, das sich gegen eine erdrückende Uebermacht 13 Tage lang gehalten hatte. Südöstlich von Beirut-Har leisten die französischen Truppen, wie es in dem Bericht weiter heißt, gegen die auf Abu Kemal auf dem rechten Ufer des Euphrat vorgerückten motorisierten britischen Abteilungen Widerstand. Französische Jagdflugzeuge hätten eine Hurricane und eine Wenzel-Maschine abgeschossen. Beirut sei in der Nacht zum 3. Juli von der britischen Luftwaffe mit verstärkter Heftigkeit bombardiert worden. Mehrere Stadtviertel, in denen sich keinerlei militärische Ziele befinden, seien von Brandbomben und Sprengbomben schwer getroffen worden. Unter der Zivilbevölkerung seien Opfer zu beklagen.

Vichy setzt russische Staatsangehörige fest

Genf, 3. Juli. Aus Vichy wird gemeldet: Nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und der Sowjetunion sind im unbesetzten Frankreich Tausende von sowjetischen Staatsangehörigen festgenommen worden, um festzustellen, inwieweit sie eine Gefahr für die nationale Sicherheit darstellen. Zur Prüfung der einzelnen Fälle sind in allen Departements Untersuchungskommissionen gebildet worden, die seit drei Tagen ununterbrochen an der Arbeit sind.

Hilfegeschrei Stalins

„Wir sind in ernster Gefahr“ — Die wahre Absicht des Paktes mit Deutschland zugegeben

Anfänglich der Tatsache, daß die deutschen Truppen nach Osten vordringen und beispiellose Erfolge erzielen, hielt es Stalin am Donnerstag für geboten, über die Sowjetländer höchstpersönlich zu sprechen. Die Angst und Sorge vor dem Kommenden trieb den Sowjetgewaltigen, der sich bislang hinter den dicken Mauern des Kremles verborgen hielt und dort seine dunklen Pläne ausbrütete, auf einmal dazu, sich mit seinen Reden an die Weltöffentlichkeit zu wenden. Was den Fund veranlaßt, jetzt seinen Bau zu verlassen, wird aus Stalins eigenen Worten deutlich. Nach einem Eingeständnis der deutschen Ueberlegenheit sagt er nämlich wörtlich: „Ein mächtiger Feind hat unser Land mit Krieg überzogen. Es ist ihm gelungen, Litauen, einen Teil des lettischen Bodens und andere Gebiete zu erobern. Wir sind in ernster Gefahr.“

Weist bemerkenswertes noch aber sind Stalins Ausführungen über den Nichtangriffspakt mit Deutschland. Zunächst gab der Verräter, der mit insamer Heimtücke den Dolchstoß gegen Deutschland vorbereitete, zu, daß er diesen Pakt nur zum Schein geschlossen hat, indem er sagt: „Was gewann die Sowjetunion durch den Pakt? Wir hatten anderthalb Jahre Ruhe, um uns vorzubereiten. Das war ein Gewinn für uns und ein Verlust für Deutschland.“

Trotz dieser eindeutigen Erklärung über seine schurkischen Pläne hofft Stalin Dumme zu finden, die mit ihm heulen, wenn er Deutschland dummdreist als den „Angrifer“ bezeichnet. „Es ist klar“, laut Stalin, „daß wir die Initiative zu einem Bruch des Paktes nicht ergreifen wollten“. Das heißt nichts anderes, als daß die Sowjetmacht über den Ueberfall auf Deutschland zwar vorbereitet, doch ihnen aber der deutsche Gegenangriff zu einem Zeitpunkt äußerst ungelegen kam, da ihre Vorbereitungen noch nicht beendet waren. Die Welt, soweit sie nicht englandhörig ist, hatte bereits aus den deutschen Dokumentenöffentlichungen die hinterhältigen Pläne der Sowjets und die durch die Bolschewisten ganz Europa drohende Gefahr erkannt und hat sich daher — man braucht nur an die in allen europäischen Ländern ergangenen Aufrufe zum Eintritt in die Freiwilligenformationen zum Kampf gegen die Bolschewisten zu erinnern — geschlossen hinter Deutschland gestellt. Darum ist es als läugerliche Agitation zu werten, wenn Stalin behauptete, Deutschland habe zwar einen militärischen Gewinn erzielt, aber erweise in der ganzen Welt als Anreißer.

Bemerkenswert ist auch, daß Stalin in seinen von düsteren Ahnungen über die Zukunft des Bolschewismus durchzogenen Ausführungen mehrfach betonte: „Es ist ein Kampf auf Leben und Tod.“ Er warnte vor Va-

numaage sowie Verbreitung von Gerüchten und machte als Abschreckungsmittel an die Wand, daß Deutschland die Gebietsbesitzer und das Jarenregime wieder einsehen werde. Zum Trost für seine Bolschewisten, die aus seinem Munde zum ersten Male hörten, wie schlecht die Lage auf dem Kriegsschauplatz steht, glaubte der Diktator im Kreml an Napoleon erinnern zu müssen, dessen Untergang nach der verlorenen Schlacht an der Beresina er allzu gerne als ein gutes Omen für die Zukunft hinstellen möchte, wobei er allerdings vergaß, daß der Sommer 1941 nicht dem Winter 1812 und die heutige Kampfswelle nicht mit der aus dem vorigen Jahrhundert zu vergleichen ist.

Der alte Schlachtruf Stalins „Schlagt die Feindhelfer auf ihrem eigenen Gebiet“ ist verstummt. Die ganze Rede ist nur ein einseitiger Hilfeschrei an seine Freunde in London und an die jüdisch-kapitalistischen Kreise in der Welt, von denen er seine letzte Rettung erhofft.

Bezeichnende Kommentare der Londoner Blutokraten

Stockholm, 3. Juli. Der verzweifelte Hilferuf des Oberbolschewisten Stalin hat in den herrschenden Londoner Blutokratenkreisen und in den Kommentaren der englischen Presse ein bezeichnendes Echo gefunden.

„Politische“ Kreise scheuen sich laut Renner nicht, die Ursachen des hinterhältigen Verräters als eine „auffallende Verbindung von Offenheit und Heftigkeit“ zu bezeichnen und zu erklären, die Bedeutung dieser Rede sei in London sofort erkannt worden.

Ausgerechnet die konservative Selbst-Bresse stößt natürlich in das gleiche Horn. Die „Evening Standard“ schreibt: „Stalin wendet sich ebenso sehr an das britische wie an sein eigenes Volk. An unseren Worten und Taten und unseren Anstrengungen in den Fabriken muß Sowjetrußland erkennen, daß seine Interessen und die unseren durch ein unlösliches Band verknüpft sind.“

Das Rotbermer-Blatt „Evening News“ schreibt in seinem Kommentar, Stalin habe sich weder als Brähler noch als Defaitist gezeigt. „In solchen tapferen und wohlüberlegten Worten liegt mehr Ueberzeugungskraft und Ermütigung als in irgendwelchem lauten Triumphgeschrei.“ (1)

Diese widerlichen Lobhudeleien für den neuen Bundesgenossen enthalten wieder einmal mit erschütternder Deutlichkeit die innige Seelenverwandtschaft, in der sich Blutokratie und Bolschewismus gefunden haben.

Der italienische Wehrmachtsbericht

Rom, 3. Juni. Der italienische Wehrmachtsbericht vom Donnerstag hat folgenden Wortlaut:

„Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt. Unsere Bomber haben einen Flugzeugstützpunkt auf der Insel Cypern angegriffen.“

In Nordafrika hat die Luftwaffe der Achse Stellungen, Verankerungsanlagen und Hochbatterien in Tobruk getroffen und Brände und Explosionen verursacht sowie Flugzeugstützpunkte östlich von Marsa Matruh bombardiert. Feindliche Flugzeuge haben Einsätze auf einige Ortschaften der Cyrenaika durchgeführt.

In Ostafrika lebhafteste Kräftebetätigung an der Hochseil-Front (Gondar). Im Gebiet von Gola und Sidamo beholdern die starken Regengüsse die Operationen.“

Rom, 3. Juli. Der Duce hat Donnerstag in Rom die Parade über für den Kampf gegen die Sowjetunion bestimmte Einheiten der italienischen Wehrmacht abgenommen. An der Seite des Duce befand sich der deutsche Militärattaché, Generalleutnant von Rintelen. Nach dem Vorbeimarsch betonte der Duce in einer Ansprache an die Trup-

pen die Bedeutung des Kampfes der Achse gegen den Bolschewismus.

Spaniens „Blaue Division“

Madrid, 3. Juli. Die Rekrutierung von Freiwilligen für die spanische „Blaue Division“ wurde in Madrid abgeschlossen. Der starke Andrang der letzten Tage hielt in den Medecuros bis zur Stunde der Schließung der Listen an. Aus allen Provinzen kommen Nachrichten über die Begeisterung, mit der die Freiwilligen von der Bevölkerung gefeiert und zum Bahnhof begleitet werden. In Cordoba trugen sich zahlreiche Spanier in die Listen ein, die das vorgeschriebene Alter noch nicht erreicht hatten, aber eine ausdrückliche Einwilligung ihres Vaters vorweisen konnten. In zahlreichen Städten veranstalteten die Freiwilligen einen Anzug durch die Straßen. Die Begeisterung der Menge machte sich überall in Hochrufen auf Deutschland und Spanien und Kampfrufen gegen Sowjetrußland Luft. In Valencia sind aus der ganzen Provinz Valencia mehr als 1000 Freiwillige der Blauen Division eingetroffen. Der Andrang zu der Blauen Division ist so groß gewesen, daß durch das Los eine Auswahl getroffen werden muß.

Aus dem Heimatgebiet

Gedenktage

4. Juli

- 1715 Der Dichter Christian Fürchtegott Gellert in Hainichen in Sachsen geboren.
- 1776 Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika.
- 1807 Der italienische Nationalheld Giuseppe Garibaldi in Nizza geboren.
- 1880 Einführung des Fernsprechnetzes im deutschen Reichspostgebiet.
- 1888 Der Dichter Theodor Storm in Hademariichen gest.
- 1920 Der Bildhauer, Maler und Radierer Max Klinger in Großjena gestorben.
- 1926 Zweiter Reichsparteitag der NSDAP in Weimar.
- 1940 Zeiger Ueberfall der Briten auf die in Abklärung besetzten französischen Kriegsschiffe im Hafen von Oran (Nordafrika).

Zanfarenruf des Sieges

Das neue Signal der Sondermeldungen

NSD. Es ist nun wieder die Zeit, da uns der Zanfarenruf des Sieges an die Kampfrichter kummt und uns von den schier unzählbaren Heldentaten der deutschen Wehrmacht Kenntnis gibt. Jedochmal, wenn in diesen Tagen und Wochen der Geist unserer Kameraden, die Kofftrant erschossen und dann erinnert, daß heute im gewaltigen Kampfe die alteste Reimung des Nationalsozialismus, die mit dem jüdisch-bolschewistischen Weltfeind, bürgerlich wird, leitet ein aufrüttelnder Trommelwirbel zu dem neuen Siegesfanfarenruf über, an das sich die Millionen Rundfunkhörer, seit es zum erstenmal erklang, mittlerweile gewöhnt haben.

Das Thema der neuen Siegesfanfare entspringt einem kühnen und stolzen Ruf von Franz List und soll das Kraftbewußtsein und die Siegesvermutung des für die rechte Sache kämpfenden Mannes verankern. Der Komponist selber nannte dieses Hauptthema seiner Komposition „Der Trommelwirbel“, und als solches wirkt es heute in einer Zeit weitestgehender Bedeutung auf unzählige Rundfunkhörer mit unverwundlicher Stimmkraft und Tatkraft ein. In einem Kampfe der die Kultur des Abendlandes gegen den Ansturm des Abfalls und der Verfallung, der gegen die Millionen der Welt, die in der letzten Zeit eines unserer größten Töchter doppelt eindringlich als einen Kampfes der gesamten Kulturwelt, die um ihren Bestand kampf. Aus fast allen Ländern Europas künden die Freiwilligen an den Schanzen der endgültigen Auseinandersetzung mit dem Volkseindem, und ihre Völker vernahmen im Zeichen des neuen Kampfes die Weisungen von den immer größer werdenden Siegen, die das deutsche Volk über seine Vorkämpfer in den Reihen des Sieges erkämpften.

So wird uns diese neue Fanfare, die uns nach den vielen Fanfaren der übrigen Kämpfe dieses Krieges heute erklingt, auch zukünftig im Gedächtnis haften bleiben: ein Signal des Aufbruches in die neue Welt des Abendlandes, ein Ruf zum Stolz und würdiger Haltung, ein aufrüttelndes Heilmittel zu mannhafter Tat und festgesetzter Kampfbereitschaft.

— Lohnzahlungen für die ersten drei krankheitslosen Tage arbeitslosenversicherungsgesetz. Im Reichsarbeitsblatt Nr. 15, Teil II, Seite 109, ist eine Entscheidung des Dritten Reichsarbeitsgerichts der Abteilung für Angekl. Ansp. Nr. 18/39 abgedruckt, die zu dem in der Ueberschrift angegebenen Ergebnis kommt. An der rechtlichen Beurteilung dieser Anwendung ändert auch nichts der Umstand, daß nach einer Betriebsordnung ein Rechtsanspruch auf diese Anwendung besteht.

— Angeln in tschechischen Gewässern. Die Erstellung eines Erlaubnisbescheides zum Fischen ist von dem Besitz eines gültigen Fischereischeines abhängig. Nach einer älteren Durchführungsverordnung zum Gesetz über den Fischereischein kann aber für die Ausstellung eines Fischereischeines die Vorlegung eines Erlaubnisbescheides verlangt werden, so daß es bei Innehaltung beider Vorschriften unmöglich ist, in den Besitz beider Bescheinigungen zu gelangen. Der Reichsarbeitsminister hat deshalb in einem neuen Rundschreiben vom 5. Juni 1941 angeordnet, daß es genügt, die Bewerber um Erlaubnisbescheide, die noch keinen Fischereischein besitzen, darauf hinzuweisen, daß bei der Ausstellung des Fischereischeines auf Grund des Erlaubnisbescheides zunächst im Besitz eines gültigen Fischereischeines sein müssen.

Schwabenhumor

(Schluß)

Von einem schwäbischen Original heißt es, als er Soldat war, habe er einmal zu seinem Major gesagt: „Herr Major, kann ich Sie mal unter drei Augen sprechen?“ — „Unter drei, wieso unter drei Augen?“ — „Ja, bei dem, was ich Ihnen sage will, müßte Sie icho ei Aug zadruckel!“ — Ueberhaupt findet man, was man mit Bauernschläue bezeichnet, beim Schwaben in hervorragenem Maße. Man hat einen eigenen Ausdruck dafür, man nennt es „Kritz“. Ist das nicht eine geniale Wortprägung, eine wundervolle Wortmalerei? Man zieht bei dem Wort direkt die Nase kraus und zuckt die Augen zusammen, wie es dieser äußerst kniße Bauer getan haben mag. Zum Klarer kommt ein Bauer und sagt: „Oh, Herr Klarer, I mach mer solche Vorwürf, glaube Se mir, i kann vor Gewissenhaft gar nemmer schlafe, es druckt mi scho a so, Herr Klarer, i han nämlich dem Karle a Sau g'schlo. I wösch gar net, wie's zugange isch, aber jetzt isch g'schlo, ond i kann's ehm doch net sage, sonst erfährt's des ganze Dorf ond no schaut mi keiner mer an. Ach, Herr Klarer, helfe Se mer doch, i ben ja so unglücklich!“ Der Klarer, nachdem er ihm heilsame Lehren gegeben, daß man so etwas eben nicht tun dürfe, und alle Schwäre für eine endgültige Besserung eingegangenem hatte, sagte: „Jetzt voll auf, Gulasch, die Sache bringen wir schon wieder in Ordnung. Was ist denn so eine Sau wert?“ — „Sa, achzig Mark muß man scho redne.“ — „So, dann bringst du mir morgen achzig Mark, ich gebe sie dem Karle für die Sau, und kein Mensch erfährt, wer es gewesen ist!“ Am andern Morgen kommt der Bauer und legt dem Klarer 20 Mark auf den Tisch. Der reißt die Augen auf: „Ja, Gulasch, was willst du denn mit 20 Mark?“ — „Sa, wissens, Herr Klarer, heut nacht hat's mer foi Raub net lasse, i ben uff'stande ond ben zum Karle näher ond han dem seine zwei andere Sau on no g'holt, so billig konnt i nie wieder zu Sau!“

Diese Bauernschläue ist eine Seite der schwäbischen Mentalität, die andere zeigt eine echte philosophische Reimung. Und zwar liegt das Philosophieren, ja, sogar Epantieren wirklich im Blut, völlig unabhängig von der jeweiligen Bildung.

Der Dank der Heimat

Die am 28. und 29. Juni unter dem Zeichen des gewaltigen Erfolges der einleitenden Operationen unserer Wehrmacht im Osten von NSD und NSD durchgeführte 2. Reichsstraßenparade zugunsten des Kriegshilfswerkes für das Deutsche Rote Kreuz hat im Kreis Calw den folgenden Spendenbetrag von 29.409,87 RM. erbracht.

Engländerle, 2. Juli. Der Gemeinschaftsdoppel der öffentlichen Betriebe fand im Schulhaus statt. Als Hauptthema wurde behandelt: „Englands Schuld“. — Die Deuerrnte ist nun vorüber; das Get wurde trocken in die Scheunen untergebracht. — In dieser Woche verbreitete sich hier die Nachricht, daß der Forstschütze Kurt Braun, 20 Jahre alt, im Generalgouvernement beim Baden ertrunken ist. Der Familie wendet sich allgemeine Teilnahme zu.

Regold, 1. Juli. Die diesjährige Generalversammlung der Volkshilfe Regold fand am letzten Sonntag unter der Leitung des Aufsichtsratsvorsitzenden Fabrikant Ernst Koch im Gasthaus zur „Traube“ hier statt. Nachdem des Heldentodes des Gebr. Walter Dolmetz, eines Sohnes des Vorstandsmittels Dolmetz, ehrend gedacht war, erstattete Vorstandsmittels Dolmetz den Bericht über das vergangene Geschäftsjahr. Er konstatierte, daß sich die Genossenschaft innerhalb dieses Kriegsjahres wieder gut weiterentwickelt habe. Dies beweise in erster Linie die Steigerung der Bilanzsumme auf RM. 5.998.262,15 (gegen rund RM. 5.195.000.— Ende 1939). Die Umsätze beliefen sich auf rund RM. 37.500.000.— Die Gesamteinlagen erhöhten sich auf rund RM. 5.271.000.—, während sich die Gesamtausgaben infolge der Geldknappheit etwas ermäßigten; dieselben belaufen sich auf rund RM. 2.679.000.— Die Zahl der Mitglieder betrug Ende 1940 984. Aus dem ausgewiesenen Gewinn von RM. 30.504,79 werden 5% Dividende = RM. 23.432,90 verteilt, ferner der gesetzlichen Rücklage RM. 2895.—, der Sonderrücklage Reichsmark 2000.— zugewiesen. Der Rest mit RM. 1175,89 wird auf neue Rechnung vorgetragen.

Aus Pforzheim

Adolf Söhringer.

einer der hervorragenden Vertreter des Pforzheimer und süddeutschen Schwimmsports, ist beim Einsatz in Griechenland als Fallschirmjäger gefallen. Er war Bademeister der Stadt Pforzheim und hat sich durch seine Tapferkeit vor dem Feinde das E. K. II erworben. Sein Heldentum reißt eine schwere Lücke in die Reihen der Sportkämpfer.

Begru Arbeitsvertragsbrüche

sprach das Amtsgericht gegen einen hiesigen Angestellten eine Gefängnisstrafe in Höhe von vier Wochen aus. Der Unbelehrbare hat sein Arbeitsverhältnis ohne Genehmigung des Arbeitsamts gekündigt und verlassen.

Eine nicht lebensnotwendige Fahrt

hat ein Taxi-Kraftfahrer in der Nacht nach U. unternommen. Bei ihm meldete sich um diese Zeit ein Mann, der in einer Wirtschaft so tief ins Glas geguckt hatte, daß er mit der Kraftschleife beimgelassen sein wollte. Bei dem guten Geschäft, das der Kraftfahrer machen konnte, willigte er ohne weiteres ein. Wenige Tage zuvor hat er einem Ehepaar, das mit schweren Koffern spät abends, als die Elektrische nicht mehr fuhr, die Fahrt nach der Wohnung in der Nordstadt schroff abgelehnt. Das Amtsgericht bestrafte ihn mit 30 RM. mit der Begründung, daß er die sorgfältige Prüfung der Fahrgastkarte, wie er sie sonst vorzunehmen pflegt, unterlassen habe.

Sonntagsarbeit im Bädergewerbe

ist verboten. Ein Bädermeister vom Lande achtete nicht auf

Verdunkelungszeiten!

Heute abend von 21.31	Mondlaufgang 16.29
bis morgen früh 5.28	Monduntergang 2.08

dieses Verbot und muß deshalb durch Strafbefehl 20 RM. zahlen.

Wein Kopfsalat ist bestellt!

Auf dem hiesigen Wochenmarkt verweigerte eine Marktfrau die Abgabe von Kopfsalat, den sie in reichlicher Menge in Risten bereitgehalten hatte. Dieses volksfeindliche Verhalten wurde dem Marktmischer gemeldet, der seinerseits ein kräftiges Wort sprach und damit erfolgreich eingegriffen hatte.

Deutsche Beamten-Krankenversicherung B. a. G. Sitz Koblenz a. Rh.

Die Anstalt kann für das abgelaufene Geschäftsjahr trotz der kriegsbedingten Schwierigkeiten über eine anhaltende Aufwärtsentwicklung und weitere Zunahme der Versichertenmitglieder berichten, die inzwischen nahezu 200.000 erreicht hat. Bei der Größe des Personenkreises wächst auch die volksgesundheitliche Bedeutung dieser Anstalt. An Versicherungsleistungen wurden im abgelaufenen Jahr rund 28,5 Millionen Reichsmark ausgezahlt. Besonders erfreulich ist die Mitteilung, daß die Ausgaben für Wochen- und Geburtskassen auch weiterhin und zwar um 2% gegenüber dem Vorjahr gesunken sind. Für besondere bevölkerungspolitische Maßnahmen wurden RM. 400.000.— bereitgestellt.

Die Anstalt ist auch für die neuen Gebietsstellen zugelassen und hat Geschäftsstellen in Wien, Graz, Luz, Reichenberg, Prag, Posen und Straßburg eröffnet.

Schutz den Bodenernterfümern!

Bodenernterfümer sind ehrenamtlich tätige Uebereifer unserer Vorkämpfer und somit Nationalzeitgenossen des gesamten deutschen Volkes. Sie gehören nicht in die Hand von Privatpersonen, sondern müssen den Forschern zu erster Nachprüfung und Untersuchung überlassen werden. Und zuletzt wird ihr Blick dann in einem Museum sein, wo sie für immer von dem, was vor uns war, künden sollen. Jeder Bodenernterfümer, und mag er dem Fieber noch so unbedeutend vorzukommen, muß auf dem schärfsten Wege der zuständigen Kreisbehörde gemeldet werden. Damit diese sofort darüber verfügen kann. Darüber hinaus besteht für jeden Bodenernterfümer selbstverständlich auch die Ablieferungsspflicht. Darunter sind zu verstehen: Einzigegegenstände, Kränze, Steinheile, Topfscherben, Metallgegenstände, Schmuckstücke und dergleichen mehr. Wenn der nationalsozialistische Staat die Bodenernterfümer ganz besonders fördert, dann hat dies seinen tiefen Sinn und guten Grund. Es soll vermieden werden, daß man an den Dingen, die der Boden, gewollt oder ungewollt, uns nach Jahrtausenden wiedergibt, achtlos vorübergeht. Wir wollen ganz bewusst das, was uns an unsere Vorfahren erinnert, hegen und pflegen und in unsere Obhut nehmen.

In den letzten Jahren vor dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges wurden insbesondere beim Bau der Reichsautobahnen zahlreiche wertvolle Funde aus der vorgeschichtlichen Zeit gemacht und untersucht. Der Bericht, der über diese Fundearbeiten einmal herausgegeben werden soll, wird wertvolle Ergebnisse aus der Vergangenheit unterbreiten können. Sind durch Weltkrisen, Kriegen und schon bekannte Grabschändungen, dann ist dem zuständigen Pfleger für Bodenernterfümer oder der Kreisbehörde davon umgehend Meldung zu machen. Wenn darüber hinaus beim Acker, bei Drainagearbeiten oder bei Wegebauten dergleichen vorgeschichtliche Grabfelder angeschnitten werden, sind die Arbeiten sofort einzustellen. Der Ort- oder Amtsbürgermeister ist unverzüglich zu unterrichten, damit die erforderlichen Schutzmaßnahmen getroffen werden können. Auch der Fund oder trotzdem vorzeitig geborgen werden, so sind entsprechende Vorkehrungen anzutreffen. Ferner ist eine zuverlässige Notizung anzufertigen, die die genaue Lage der Fundstelle und der dort gefundenen Gegenstände ausweist. Die Ortspolizeibehörde hat auch in solchen Fällen sofort dafür Sorge zu tragen, daß der Fundort unter Aufsicht gestellt wird, damit nicht unliebsame Vorkommnisse, wie die mutwillige Entfernung von Fundgegenständen, eintreten.

Man erzählt sich von einem Bauern, der angeblich Kant gelehen habe, folgenden Anspruchs: „Wenn ich abends vom Feld heimgehe, den gestirnten Himmel über mir, das stiltliche Gefühl in mir und meine Sau vor mir —, dann hab' ich meine schönste Stunde.“

Seine philosophische Reimung zeigt der Schwabe auch dadurch, daß er, obwohl er sich den Kämpfen des Lebens mit echt schwäbischer Ausdauer und verbissener Zähigkeit stellt, schließlich doch zu einer wahrhaft weisen Resignation fähig ist, die in seinem „I ka's an net hebel“ ihren Ausdruck findet.

Das aber ist der größte Gegenatz im schwäbischen Charakter, daß er, schmerzhaft und besänftigt, bei aller Resignation, die das Menschliche und Tierliche ins Gebiet des Tragwürdigen zieht, doch selbst so sehr an den irdischen Gütern hängt, daß ihm oft der Vorwurf allzu großer Sparsamkeit gemacht wird. Der Schwabe hält eben mit der größten Zähigkeit fest, und hat er sich durch seine eigene Tüchtigkeit in die Höhe gearbeitet, so bleibt seine Lebenshaltung doch so einfach, wie es bei seinen Vorkämpfern war. Ein reicher Fabrikant lag im Sterben. Seine Kinder und Enkel waren um ihn versammelt und lauschten andächtig seinen Worten. Da veräuerte der Kranke Hunger und bat um eine Laugenbregel; denn für diese schwäbische Spezialität hatte er immer große Vorliebe gehabt, es wäre ihm aber, ungeachtet seiner Millionen, nie in den Sinn gekommen, die Bregel anders als trocken zu essen. Als er nun diesen Wunsch geäußert hatte, eilte eine seiner Töchter hinaus und kam mit der Bregel zurück. Da sie jedoch dem Vater in seiner letzten Stunde noch etwas Gutes tun wollte, hatte sie die Bregel mit Butter bedriehet. Der Alte sah das, seufzte tief auf: „Noch habe ich meine Augen nicht zu, und schon geht die Viederlichkeit an!“ Und sprach: „Ja, so ist es, die meisten Menschen sparen ihr ganzes Leben lang, damit sie einmal reich sterben. Aber es zeigt sich in dieser Art ja doch der gesunde Sinn des schwäbischen Volkes. Diese heiligen und tüchtigen Menschen sparen ja nicht, um Geld anzuhäufen, sie haben alle ein sehr konkretes und ideales Ziel vor Augen. A Hänke ond a Gürtle drom rom“ — das ist der Konstantismus aller schwäbischen Handwerker und Arbeiter, und da sie sich so gut aufs „Zusammenhalten“ verstehen, erfüllt er sich ihnen auch. Und dadurch wurde Stuttgart eine

richtige Gartenstadt. Auch sie vereint wieder Gegensätze, ist, wie man sagt, die kleinstädtische Großstadt, kennt kein tolles Nachtleben, ist sogar zu Hochzeiten wie im Fasching äußerst solid, und ist andererseits eine der modernsten und fortschrittlichsten Städte. Außerdem ist Stuttgart als Stadt der Auslandsdeutschen die größte Stadt der Erde, hat etwa 30 Millionen Einwohner, die Auslandsdeutschen natürlich mitgerechnet.

Es gibt wirklich keinen Winkel der Erde, wo nicht Schwaben zu finden wären. Und das Eigenartige ist, die Schwaben in Amerika z. B. sind viel schwäbischer als Schwaben als die Schwaben in Schwaben. In einem alten Scherz heißt es: Als Kolumbus seinerzeit nach Amerika fuhr, in der festen Absicht, daselbst zu entdecken, was seine Mannschaft aus Angehörigen der verschiedensten Länder zusammengesetzt. Da waren Portugiesen, Spanier, Franzosen, Deutsche — natürlich auch Deutsche, es mußte ja auch gerudert werden —, und als sie in Amerika angekommen waren und die Indianer sie freundlich begrüßt hatten, bekam die ganze Belegschaft Lustgang. Zur vorgeschriebenen Stunde waren sie alle wieder zurück, nur der Schwabe fehlte. Nach ein paar Stunden kam er endlich und sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Kolumbus, ich hab' einen Landsmann getroffen!“

Wenn der Schwabe aber alt wird, dann kommt die große Sehnsucht über ihn, und er möchte in Ruhe und Bescheidenheit seinen Lebensabend in der Heimat zubringen. Mit ein paar Gleichgesinnten zusammensitzen beim einheimischen Wein, der doch viel besser schmeckt als das teure Zeug in der großen Welt. Sich verstehen, ohne viel Schwägen, und dann wieder einen heben. Man bekommt doch etwas Angst vor dem, was noch kommen könnte, und vor allem vor dem, was noch ganz bestimmt kommt. Und schon deshalb kann es nicht schaden, wenn man noch einen „Lupf“. Mit dem Tode beschäftigt sich der Schwabe oft, und wenn man zu einem alten Mann sagt, er sei aber doch noch sehr rüthig, so kann man die Antwort bekommen: „Jaja, aber es riecht schon arg nach Tannenholz“. Man betrachtet das Ende, das unvermeidlich ist, von allen Seiten, von der philosophischen, wie von der profanen, denkt etwa darüber nach, wieviel Leute es geben wird und wieviel Kränze — und kommt als hochachteter Bürger vernünftig zu einem sehr befriedigenden Ergebnis.



Die slowakischen Kameraden

Von Hauptmann Wlb. Ritter von Schramm.

Die Slowakei ist vor einigen Tagen an der Seite Deutschlands in den Krieg gegen die Sowjetunion eingetreten. Sie tat es schnell und, wie aus aller Verlaufbarungen hervorgeht, in der sicheren Ueberzeugung, ihrem Lande und Volk damit zu dienen und die bolschewistische Gefahr endgültig zu vertreiben.

Die ersten slowakischen Truppenteile haben die Grenzen überschritten und sich dem Vorgehen unserer Armeen angeschlossen. Sie bildeten eine Reihe ausgewählter schneller Verbände voraus, dem das slowakische Heer breitet darauf, gegen die Sowjets eingeleitet zu werden. Dieser Wunsch und das lebhafteste Verlangen, es den Soldaten des Großdeutschen Reiches gleichzutun, kam und kommt den Slowaken aus ehrlichem Herzen. So, der Wille und der herzliche Enthusiasmus des Offiziers wie des einfachen Mannes springt einem förmlich entgegen, wenn man mit ihnen spricht, wozu sich mancherlei Gelegenheiten ergab. Man weiß, aus dem Weltkrieg, daß die Slowaken immer gute und tapfere Kämpfer waren. Heute, da es um ihre eigene Sache und die der Verbündeten geht, denen ihre ganze Hochachtung gehört, sind sie es erst recht. Ihre militärische Leistungsfähigkeit ist noch weiter gewachsen, seitdem sie durch das deutsche Vorbild und Beispiel angefeuert sind. Nun stehen die Slowaken in gemeinsamer Front mit uns gegen die Sowjetarmee. Sie sind schon mit ihren Vorausabteilungen tief in die sowjetischen Stellungen eingedrungen. Und dies geschah in einem schwierigen, waldreichen Gelände, in dem sie auch die sowjetischen Hinterhältigkeiten kennenlernen sollten. Aber im Vertrauen auf ihre guten Waffen und den Stand ihrer Ausbildung haben sie sich dadurch nicht irre machen lassen. Mit ihrem schnellen Vorgehen, von eigenen Panzern kräftig unterstützt, haben sie direkt und indirekt sowjetische Grenzbesetzungen in beträchtlicher Ausdehnung zu Fall gebracht — ein Befestigungssystem von solcher Abwehrkraft und zudem so zahlreich, daß es bei geringem Anmarschgeschwindigkeit noch sehr viel Zeit und Opfer gekostet hätte. Nun liegen die Wälder und Schartenfänge, Drahtgitternetze und Panzerabwehrgräben schon lange still, ausgedrückt, aufgefächert oder geräumt in unserem Rücken, und zahlreiche Ukrainer, die die Bolschewisten allerdings nie zu geschlossenen Einheiten zusammenzufassen wagten, haben sich zunächst in diesen Abschnitten ergeben oder sind bei der ersten sich bietenden Gelegenheit überlaufen.

Wir haben eine slowakische Batterie schwerer Feldhaubitzen in ihrer Feuerstellung besucht. Auf einer eben gemachten Wiese neben einem Gehölz. Nur durch eine kleine Anhöhe gegen die Sicht des nahen Feindes gedeckt, war sie aufgefunden und hatte sich geschickt gegen Angreifer gelarnt. Der Batterieführer war auf seiner Beobachtungsstelle voraus, denn es galt, sich für eine kommende Unternehmung einzuschleichen. Vor ihm lagen die sowjetischen Wälder und Stellungen; sie sollten niedergeräumt werden, während ein starker Brückenkopf über dem Fluß gebildet wurde. Die Batterie hatte sich bereits eingeschossen und machte eine Feuerpause, als wir sie erreichten. Der erste Offizier kam, um zu melden, und helle Freude strahlte aus seinem braungebrannten Gesicht unter dem Stahlhelm, daß er Deutsche begrüßen konnte. Er bedauerte nur, daß die Batterie nicht feuerte, aber er erwartete neue Befehle für die Stunde. Da das Brückenkopfannehmen selbe. Aber sie hätten bereits, versicherte er treuherzig und stolz, viel und erfolgreich geschossen und manchen Bolschewik laufen lassen. Er lachte mit schneeweißen Zähnen und die kämpferische Freude strahlte dabei aus seinen munteren hellbraunen Augen. Dann der Mitwirkung der slowakischen Artillerie war das Unternehmen zwei Stunden später tatsächlich geglückt. Dann begegneten uns Kolonnen, motorisierte Ab-

teilungen und stärkere slowakische Infanterieverbände. Eine Wehrmacht marschierte an. Ueberall bei den eigenen Truppen, zu denen wir in diesem Kampfgebiet noch kamen, lobte man die Slowaken. Der Ordnungsoffizier eines Stabes hatte noch einen persönlichen Dank an sie abzusprechen, denn sie hatten ihn befreit, als er im Walde von einer verprengten Abteilung beschossen wurde. Der kommandierende General und der Oberbefehlshaber haben ihren Dank an die slowakischen Truppen im Armeetagesbefehl zum Ausdruck gebracht.

Das slowakische Volk ist angetreten und hat seine Soldaten zu uns geschickt. Es ist ein relativ kleines Bauer- und Bergvolk und hat keine Millionenmassen mobilisieren können. Aber die eingeleiteten Verbände haben gezeigt, daß sie der gleiche Geist wie die deutsche Wehrmacht erfüllt. Sie und die ihnen folgenden Divisionen werden im Rahmen der deutschen Operationen jedenfalls wichtige Aufgaben erfüllen und diesen Aufgaben gewachsen sein. Das haben die eingeleiteten slowakischen Soldaten bereits bewiesen. Sie sind als Söhne eines Bergvolkes tapfer, bedürfnislos und zäh. Und sie sind unsere Kameraden aus dem ganzen Herzen, davon wollen wir, seitdem sie in schwierigem Bergland manche kleinere deutsche Abteilung, die in mißliche Lage geraten war, entlassen und befreien.

In Bialystok

Von Kriegsberichterstatter Erich Becker.

Die Bialystoker sind in dem Konzertsaal des Schlosses in Bialystok, in denen jetzt kitschige und stillose Bilder von Stalin, Lenin, Marx und Engels hängen, suchen deutsche Vorausabteilungen nach Heldenhöfen. Vor nicht ganz zwei Jahren fanden hier die deutsch-sowjetischen Verhandlungen über die Demarkationslinie statt, lagen deutsche Vertreter, die im Auftrag ihres Volkes und des Führers für einen Frieden in Europa sorgen wollten, lagen die Vertreter der sowjetischen Machthaber, denen diese Verhandlungen nur eine Etappe in ihren Vorbereitungen zu einem neuen Krieg zur Vernichtung der Kultur und der Zivilisation sein sollten. Dieses Bialystok hatten im September 1939 die deutschen Soldaten erobert. Heute, in den Vormittagsstunden des 27. Juni, marschierten wieder deutsche Soldaten in dieser Stadt ein. Als die deutsche Vorausabteilung den Stadtrand erreichte, traf sie auf einige Mammuspänner, die den Eintritt in die Stadt sperren wollten. Die Besetzung aber hatte bereits die Stadt gesäubert. Bald lag verlassen an den Straßenrändern. Fliehende Soldaten hatten sich in Häusern und Alleenräumen verborgen und schossen aus dem Hinterhalt. Der Reihe nach wurden sie von den feindlichen Kommandos aus den Verstecken geholt.

Bialystok, das ich auch 1939 gesehen hatte, war unter der Sowjetherrschaft fast vernachlässigt worden. In dem Schlosspark hatten die Bolschewiken Begonienbeete in Form von Siegel und Hammer angelegt. Sonst hatten sie vieles vernachlässigt, aber nichts Neues gemacht. Kitschige Stalin- und Leninstatuen standen an allen Plätzen und in den Anlagen herum, wurden aber im Augenblick des Einmarsches der deutschen Soldaten von der Bevölkerung von den Sockeln gehoben und umgestürzt. Das war das Zeichen dieses zweiten deutschen Einmarsches: Ueberall fanden die Einwohner von Bialystok, Wehrmännern vor allem, und waren Blumen in die verstaubten Wagen der deutschen Soldaten. Auf ihren Gesichtern stand deutlich die Freude zu lesen, mit der sie das endgültige Verschwinden der bolschewistischen Machthaber feststellten. Zwei Jahre hatten sie im Banne des bolschewistischen Spukes gelebt. Jetzt, da deutsche Soldaten in die Stadt einmarschierten, wußten sie, da sie die anständige Haltung der Feldgrauen kennengelernt hatten, daß sie gehoren waren.

Die wehrmännische Stadt Bialystok oder eigentlich Belostok hat hunderttausend Einwohner, sie sieht aber wie alle östlichen Städte wie eine Kleinstadt aus. Nur im Zentrum stehen einige vier- bis fünfstöckige Häuser, moderne Hotels. Belostok trägt heute noch an manchen Stellen unentennbar deutsche Zeichen. Am Ende des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts gehörte Bialystok zum Regierungsbezirk Neu-Ostpreußen. Im Sommer 1915 besetzte die 12. Armee diese Stadt. Heute, am Tage des deutschen Einmarsches,

hängen halbzerlegte Plakate an den Häuserwänden, die zum Eintritt in die Sowjetarmee auffordern, krennt die Synagoge, die die empörrten Wehrmännern angündeten. Sie haben gespürt, daß bolschewistische und jüdische Herrschaft identisch sind. Sie haben das Grauen der sowjetischen Herrschaft erlebt. Die feidgraue Armee, die heute durch ihre Straßen marschiert, weiter nach Osten marschiert, diese feidgraue Armee ist für sie der Garant einer gerechten Zukunft.

Fahrt nach Libau

Von Kriegsberichterstatter Werner Hartmann.

Wir hatten die reichsdeutsche Grenze hinter uns gelassen und jagten durch das litauische Land, ohne ein Auge für die lommerliche Landschaft des Ostens zu haben. Denn wachsam sein, blieb es für uns, konnten wir doch jederzeit von zerprengten bolschewistischen Truppenteilen beschossen werden. Der unglückliche Vormarsch nach Osten ging nur auf Landstraßen vor sich und ließ die Räume links und rechts der Straße unberührt. Sowjetkämpfer, die sich in die Wälder geflüchtet hatten, sammelten sich zu Banden und machten die Nachschubstraßen unsicher. Das Gewehr in der Hand, jeden Strauch, jede Biegung, jede Erhöhung, besonders in den riesigen Wäldern, beobachtend, fuhren wir, da wir allein waren, in großer Fahrt dahin und waren froh, als wir Anstich an eine Nachschubkolonne fanden, die das gleiche Ziel, die Front vor Libau, hatten. Nun waren wir eine kleine Macht, die man so leicht nicht überhimmeln konnte.

Auf den Landstraßen ließ sich weit und breit kein Mensch sehen, nur auf den Feldern, möglichst in der Nähe des Hauses, pflügten Kätner mit Holzplügen, von Menschen gezogen, ihre nur wenige Quadratmeter großen Aecker. In den litauischen Dörfern aber wurde schon wieder gehandelt und gelacht. Litauische Hilfskollonnen führten die Aufsicht und wachten darüber, daß das Leben des Dorfes wieder in geregelter Bahn verlief. Bis wir in ein Dorf kamen, wo die Menschen in Haufen beisammenstanden, eifrig diskutierend, wo Hilfskollonnen von Haus zu Haus gingen, so daß wir nach dem Grund der Aufregung fragten. Ein leidlich deutsch sprechender Litauer zeigte auf schwelende Brandstätten und erzählte uns, daß die Juden die Häuser der Litauer in Brand gesetzt hätten, um das Gebiet hinter der Front zu beunruhigen. Sie hätten daraufhin die gesamten Dörfer, die nie zu ihnen gehörten, aus dem Dorf vertrieben. Mühe sei es ihnen gelungen, den Brand

weiter auf ein brennendes Dorf zu Der Brand strahlte eine große Hitze aus. Links und rechts der Straße tote sowjetische Soldaten. Das war eine bolschewistische Einheit gewesen, die, wie uns die Wachposten erzählten, plötzlich am frühen Morgen ins Dorf gefahren sei, sich mit den Kommunisten des Dorfes zusammengesetzt und das Dorf zur Verteidigung hergerichtet hätten. Deutsche Bomber hätten jedoch in kurzer Zeit ausgeräumt, und die Infanterie holte jetzt die überlebenden bolschewistischen Soldaten aus der Umgebung zusammen, die sich oft bis zum letzten Augenblick hinterlistig und heimlich verteidigten. Mit großer Fahrt jagten wir durch das brennende Dorf, unserem Ziel, dem brennenden Libau, zu. Eine riesige pechschwarze Rauchwolke, die wir über 25 km weit entfernt sehen konnten, und der blutrote Himmel zeigten uns an, daß ein großer Teil Libaus brennen mußte. Riesige Flammen züngelten, als wir näher kamen, in den Himmel und noch immer vergrößerte sich der Brand.

Deutsche Geschütze mußten den Südtail Libaus in Brand schießen, da der Feind die Stadt nicht aufgab. Zum Schutze der Hafenstadt hatte er seine besten Fernost-Truppen zusammengezogen, die sich, von den bolschewistischen Kommissaren aufgebracht, zäh und verschlagene verteidigten. Doch endlich mußten auch sie, nachdem ein Teil der Stadt abgebrannt war, der deutschen Infanterie weichen und die wichtige Hafenstadt aufgeben.

Fichtenberger KOLNISCH WASSER stärkt schwache Augen

Johanne von Wenden

Roman von Marie Tomas

Uebersetzung des Roman-Verlags H. Schwingerstein, München

57. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Johanne ist frei.“ Ohne es zu wissen, sprach Joachim diese Worte. Neu entstand das Bild der einst geliebten Frau vor ihm. Ernster, schöner noch als damals, da sie die Kirche nach ihrer Vermählung verlassen, war sie an dem Tage gewesen, an dem sie für ihres Gatten Unschuld Zeugnis abgelegt. Weigandt hatte, der dumpfen Sehnsucht folgend, Johanne wiederzusehen. Ihrer Einnahme im Gerichtssaal beige-wohnt. Als Johanne freimüthig, ohne Zaudern für ihres Gatten Schuldlosigkeit eintrat, war in Joachim gestanden Oeglaubtes lebendig geworden. Reiddoll hatten seine Blicke Ulrich Jenin gesucht, ihn, dem die Liebe dieser Frau eigen. Und jetzt war Johanne wieder frei. Möglich kam es Weigandt zum Bewußtsein, noch einmal mußte er versuchen, diese Frau zu gewinnen. Nicht mehr mit trotziger wilder Leidenschaft. Durch geduldiges Verben, Umsorgen der einsam Gewordenen, hoffte er langsam ihre Neigung zu erringen. In dieser Nacht schrieb Joachim einen Brief an Johanne Jenin.

Die Meinung, das Urteil der Menge ist wandelbar. An den toten Jenin wußte seine mutige Sat einen Oeglaubten. Jene, die am willigsten dem Gerichte Gehör gekonnt, das Jenin den Mörder Hendrichs hieß, priesen nun am lautesten seinen Edelmut, empörrten sich über die Menschen, die jemals an Ulrichs Unschuld gezwweifelt. Es fehlte nicht viel und man hätte für ein Denkmal „des Märtyrers Jenin“ gesammelt. Erzellenz Wenden erlebte manche Denugung. Die Zeitungen der kleinen Stadt brachten spaltenlange Nachrufe für den „edlen Märtyrer, der hier gelebt, gekämpft und ge-

ritten“. Auch Johannens wurde gedacht. Und als ein Pressevertreter bei Frau von Wenden erschien, um Mitteilungen über die Pläne der Witwe Jenins zu erhalten, da war die alte Dame wirklich glücklich.

Sie war eine Frau geworden, deren Namen man mit Bewunderung nannte, denn sie war des berühmten Mannes nahe Verwandte. Ein wenig verlegen erzählte sie dem Schriftleiter, daß Johanne gewiß nun bei ihr bleiben werde. Eifrig schrieb der Mann jedes Wort nieder. Erzellenz war suchbar aufgeregter. Der Gedanke, daß ihre Worte morgen gedruckt, von der ganzen Stadt gelesen würden, machte sie unsicher. Wenn sie nur die Sätze gut bildete, zitterte sie. Denn sonst sagten die Leute nach, sie könne nicht ordentlich sprechen. ... wird bei mir wohnen“ las der Schriftleiter laut vor und blickte fragend auf Frau von Wenden. Allein die Dame machte keinen Versuch weiter zu reden. Doch der Frager ließ sich nicht beirren. „Wann trifft Frau Jenin hier ein?“ erkundigte er sich. „Ja, das weiß ich nicht. Meine Tochter hat mir nichts über ihre Rückreise geschrieben. Ihr Anwalt, Dr. Lehner, wird sie dieser Tage in Saaremina aufsuchen, um sie dann wahrscheinlich nach Hause zu begleiten, dies konnte ich ihrem letzten Briefe entnehmen.“

„Erzellenz, unser Blatt wird Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie ihm den Tag des Eintreffens Ihrer Frau Tochter sofort bekanntgeben. Man wünscht nämlich in maßgebenden Kreisen der Witwe unseres verehrten Mitbürgers einen würdigen Empfang am Bahnhof zu bereiten. Johanne Jenin, des edlen Deutschen würdiger Gattin, will ihre Vaterstadt jene Ehren erweisen, die diese seltene Frau verdient.“, schloß der Schriftleiter, steckte sein Notizbuch ein und küßte der vor Rührung weinenden Erzellenz ehrfürchtig die Hand. „Marie“, rief Frau von Wenden, „ich muß der Johanne gleich schreiben, daß sie zurückkommt, jetzt wird alles noch gut“ und lebhaft erregt, teilte sie der Köchin die eben gehabte Unterredung mit.

„Rudolf, das war schön, daß der Herr Jenin das Kind des Fremden gerettet hat“ sagte Agnes und strickte emsig an einem kleinen Häubchen. Der kleine Karl war derart wild gewesen, daß er die Sachen aus seinen ersten Lebensjahren alle zerissen hatte und in ein paar Monaten wollte die Familie Kraner wieder um ein Mitglied reicher werden. „Ja, er war wirklich ein anständiger Mensch“ nickte Rudolf. „Ich verstehe gar nicht, daß man jemals hat glauben können, daß er den Hendrichs erschossen hat.“ Für die Frau muß das furchbar sein. Erst der Brand, dann der Prozess, gleich darauf stirbt das einzige Kind und jetzt der Mann. Weißt du, wenn die den Verstand verlieren möchte und sich was antun, wundern ist es nicht.“ „Ja, manchen Menschen verfolgt das Angina und er ist ganz unschuldig. Die Frau Jenin ist solch ein armes Opfer. Als sie bei der alten Erzellenz war, hat sie wenig Freude gehabt. Die Marie von der Frau von Wenden hab' ich früher oft gesprochen, wie ich noch in dem großen Geschäft, in dem die Erzellenz Stammkunde war, gearbeitet habe. Da holte die Marie immer die Sachen, die ihre Onädige bestellt hatte. Die Johanne kam nur selten zu uns, aber dann hat sie immer der Chef persönlich bedient und ich hab' alles besonders fein herrichten müssen, weil das Fräulein von Wenden gar so schön ist hat der Herr gemeint. Der Frau Jenin hätte ich ein besseres Los gewünscht. Und so freundlich war sie schon als Mädchen mit jedem von uns. Sogar den Laufjungen behandelte sie wie einen richtigen jungen Herrn. Ich glaub', der war für sie durchs Feuer gegangen.“ „Jetzt wird sie wieder bei ihrer Mutter wohnen, steht in der Zeitung. Und einen schönen Empfang wird ihr die Stadt machen. Du, Rudolf, wir gehen auch hin. Die Agi muß ihre Blumen geben, sicher wird sie sich freuen, wenn sie das Kind anschaut. Sieht ihr die Kleine doch so ähnlich.“ „Ja, Agnes, wie werden das bei sein und die Agi soll ihr Rosen überreichen“, willigte Rudolf ein.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Frau

Warum denn „böse“ Schwiegermütter?

Sie ist besser als ihr Ruf

Die Schwiegermutter als komische, als lästige, weinliche oder gehässige Figur ist schon mit so viel Selbstverständlichkeit in die Karikatur eingegangen, daß es fast vermessen erscheint, hierzu und hiergegen etwas bemerken zu wollen. Das Urteil über die Schwiegermutter steht eben fest.

Steht es wirklich fest? Wir wollen einmal jeden zunächst sei etwas zur Entschuldigung der Schwiegermutter beigetragen. Die wenig erfreulichen Eigenschaften, die zur Gleichheit des Spottes genommen werden, — worauf sind sie eigentlich zurückzuführen? Etwas auf Eigenliebe oder Bosheit oder Gehässigkeit? Auf Mangel an Verständnis oder guten Willen? Gewiß nicht! Sie gehen in der Regel zurück — auf Mutterliebe! Denn jede Schwiegermutter ist nun einmal in erster Linie Mutter! Sie war Mutter, bevor sie Schwiegermutter wurde, und ihrem liebevollen Herzen erscheint alles, was die neugewonnene Tochter oder der Sohn beginnen, ein Gerüst im Dienste des eigenen Kindes, als es ihr selbst stets angelegen war. Darin liegt natürlich eine kleine Ungerechtigkeit; denn es gibt nicht zwei Menschen auf der Welt, die das gleiche gleichartig zu tun imstande wären. Aber Liebe macht nun einmal blind, auch Mutterliebe...

Und wie steht es sonst um die Schwiegermutter? Sie hat vielleicht bislang mit dem Sohn oder der Tochter in gemeinsamen Haushalt gelebt und durch die Verhältnisse einen tätigen Anteil am Leben des Kindes gehabt. Selbst wenn sie das Glück hat — ein Glück mit zwei Söhnen übrigens — weiterhin im Hause der Kinder zu leben, so ist sie doch plötzlich entbrent. Eine Frau, gewöhnt, ihr Leben lang zu schaffen, zu disponieren und zu regieren, ist plötzlich zur Untätigkeit verdammt. Die junge Kraft im Hause sieht nur die andere Seite; ihr Vermögen, die alte Frau zu entlasten, kann nur Bereitwilligkeit auf der anderen Seite als mangelnde Anerkennung, fehlendes Verständnis oder gar Un dank deuten. Das sogenannte „Mitteltell“ hat für die alternde Frau aber herzlich wenig von der beschaulichen Seelenruhe romantischer Bilder, es bedeutet für sie Verzicht auf tätigen Anteil am Leben ihres Kindes und an der Führung des Haushalts, der ihr aus Verz gewonnen ist. Die vermeintliche Entlastung kann nur zu oft zur Belastung werden; Belastung der Nerven- und Seelenkräfte, die nicht von heute auf morgen zu überleben ist.

Und ist es vielleicht einfach, fühlen zu müssen, wie das Kind einem doch entgleitet, weil es naturgemäß jetzt dem Schwiegersohn oder der Schwiegertochter angehört? Daß nicht mehr alle wichtigen Fragen zuerst mit der Mutter besprochen werden? Ist es leicht, die vielen Abende allein zu sein, gerade als alternder Mensch, der sich in der Erkenntnis leidet, daß die Tage gezählt sind und daß es wohlverdient wäre, noch recht viel Freude zu haben? Ist es leicht, um kleine Dilemmata bitten zu müssen, einen Besuch, ein paar Stunden Bekammlen? Ist es wirklich so leicht, mit freundlichem Gesicht und scheinbar unbedingtem Herzen diesen ungeheuren großen Verzicht zu leisten?

Den Schwiegermüttern ist schon viel Unrecht getan worden. Mangel an Verständnis für ihre schwere Lage hat sie in Situationen

gebracht, die oft mißverständlich waren. Vielfach sind sie sich wohl auch selbst nicht klar geworden über die Herrlichkeit ihres Wesens, über die vielerlei Gereiztheiten und kleinen Bosheiten, deren sie wohl früher nie fähig gewesen. Wie oft klagten die alten Frauen, daß sie sich seit der Verheiratung ihres Kindes „so erschreckend verändert“ hätten. Aber daran sind sie selbst wohl nicht ganz schuldlos, denn es unterliegt ja auch ihrem Willen, ob sie den neuen Stimmungen und Verstimmungen zu viel Platz in ihrem Seelenleben gewähren wollen. Und doch muß man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Wie so oft bleibt es auch hier Aufgabe der jüngeren Menschen, größere Liebe und größere Opferbereitschaft aufzubringen. Das ergibt sich aus der natürlichen Ehrfurcht vor dem älteren Menschen. Die Jungen haben die Pflicht, der alternden Frau ihre schwierige Lage zu erleichtern. Sie sind es, die im Glück leben; für sie bedeutet ein kleines Opfer nur noch eine Vertiefung des eigenen Glücksgefühls. Wer das einmal erprobt hat, wird das Wort „Schwiegermutter“ in anderer Bedeutung ansprechen und erkennen, welcher Schatz an Liebe und starkem Gefühl meist ungenutzt bleibt.

Die Schwiegermütter selbst haben natürlich auch Pflichten! Ihre größte Aufgabe ist es,

Mit der Uhr in der Hand

Zeiteinteilung im Haushalt will gelernt sein. Tüchtige Hausfrauen, deren Haushalt wie am Schnürchen läuft, können Unterrechnungen ihrer gewohnten Morgenarbeit durchaus nicht leiden — und das mit Recht! Die Stunden, — ja, man kann getrost sagen, die Minuten des Vormittags — sind genau eingeteilt. Wie ein Uhrwerk soll der Vormittag der Hausfrau ablaufen, damit alles zur Zeit und ohne Begehen fertig ist. Der Nachmittag ist nicht für das Reinigen der Wohnung bestimmt; es sei denn, daß das Großreinemachen im Gange ist. Nach Tisch wird das Jüngste an die Luft gefahren, werden Besorgungen für den nächsten Tag gemacht, oder Mutter macht sich über den Stoppford vor.

Also besteht der Kreditöschaden in der Aufhaltung während der Morgenstunden, und diese hängt einem den ganzen Tag nach und ist nicht mehr aufzuholen. Es ist dem Haushalt unbedingt schädlich, gerade früh ein Schwämmchen mit der Nachbarin zu halten, gerade morgens Vergessenes beim Kaufmann einzubohlen oder gar den Besuch einer lieben Verwandten über sich ergehen zu lassen.

Weider fehlt vielen Menschen der Begriff der Zeit fast ganz. Sie können einfach nicht berechnen, wie lange sie zu einer bestimmten Arbeit brauchen. Dagegen gibt es nur eines: Zeiteinteilung lernen an Hand der Uhr! Es ist schließlich nicht nur interessant, sondern auch wissenswert, wieviel Zeit beispielsweise die tägliche Zimmerreinigung in Anspruch nimmt, oder wie lange es dauert, bis die Kartoffeln für die ganze Familie gekocht sind. Nicht zu vergessen sei der Zeitbegriff in bezug auf das Kochen. Jede Hausfrau muß wissen, in welcher Zeit die verschiedenen Gerichte gar werden. Auch das lernt sie an Hand der

sich nach dem Zeitverlust ihres bisherigen Lebensinhalts einen neuen zu schaffen. Sonst liegt die Gefahr nahe, daß alles, was mit dem früheren Lebenskreis zu tun hat, mit eifersüchtigem Herzen belauert, beobachtet und ungerecht überwertet wird. Das sind die Grundlagen zu häßlichen Mißstimmungen und

Streitigkeiten. Ein neuer Lebensinhalt? Heute bietet sich jedem die Möglichkeit, in Zusammenarbeit mit Gleichgesinnten Dienst am Volke zu leisten, und für alle, die mit ihm in Berührung kommen, ein Quell der Hilfsbereitschaft zu sein.

Eva Schwandt

Spiel mit Störchen und Fröschen

Besuch im Heimmittag der Kindergruppe

Recht sommerlich mutet das Bild an, das sich uns in diesen Tagen bei einem Besuch der Kindergruppe des Deutschen Frauenwerkes bietet: „Die Knie so hoch wie möglich anziehen, bis ans Kinn, jetzt das Bein wieder gestreckt und nun einen großen Schritt.“ Wahrhaftig, die Kleinen verhalten sich mit erster Miene eubergstolzieren wie richtige Störche — Kurz danach probt die kleine Gesellschaft am Boden, und auf einmal beginnt ein lustiges Fröschhüpfen: „Erst die Arme vorschneilen und dann die Beine strecken beim Sprung.“ Mancher Frösch im Sumpf könnte bläb werden vor Neid bei solcher Konkurrenz.

Freilich will nicht jedem Kind das Hüpfen gleich gelingen. Doch da ist schon die Leiterin des Kinderturnens zur Stelle und hat den kleinen Bafensüß oder das kleine Ungeschick liebevoll aber fest an der Hand gefaßt, und nun hüpfet der große mit dem kleinen Frösch. Doch warum sieht denn der Heinz noch so unschlüssig da? „Ich bin ja viel zu dick!“ meint er bekümmert. Nun, ein wenig rundlich ist er schon für seine sechs Jahre und alles, was mit

Schnelligkeit zu tun hat, liegt ihm scheinbar nicht sonderlich. Darum geht er auch lieber mit großen Schritten, als daß er richtig läuft. Doch sich von einer Übung ausschließen, das gibt es in der Kindergruppe nicht. Das mit dem „Juwelstein“ wird dem kleinen Drückberger erst einmal ausgedrückt und bald hüpfet auch dieses Fröschelein munter inmitten der Kinderchar.

So ein paar Sonderlinge gibt es immer, das sind meist Einzelkinder, die das selbstverständliche Sich-einfinden von Hause aus nicht gewöhnt sind. Doch in der Kindergruppe unter den gleichaltrigen Kameraden lernt man das Einordnen und Sich-einfinden wie von selbst. Da gibt es für die Kleinen schon so viel Wichtiges und Nützliches zu lernen, daß darüber das eigene kleine Ich vollkommen vergessen wird.

Das Turnen, das den Kindern unter fachkundiger Leitung auf recht kindertümliche Weise nahegebracht wird, bildet ja nur einen Teil des Heimmittags, an dem die Kinder im übrigen singen, spielen und basteln. Auch vom Führer wird ihnen erzählt, und bald wissen es die 6-10jährigen schon recht gut, daß sie als des Führers kleinste Helfer wichtige Aufgaben haben, sei es, daß sie für volldutsche Kinder Spielzeug basteln, Unkraut jäten beim Bauern, Kräuter sammeln oder Selbstenkraut füttern und pflegen usw. Jede Aufgabe, die den Kindergruppen gestellt wird, erfüllen die Kleinen mit viel Liebe und Begeisterung, und sie sind auf ihre Art stolz, schon helfen zu dürfen.

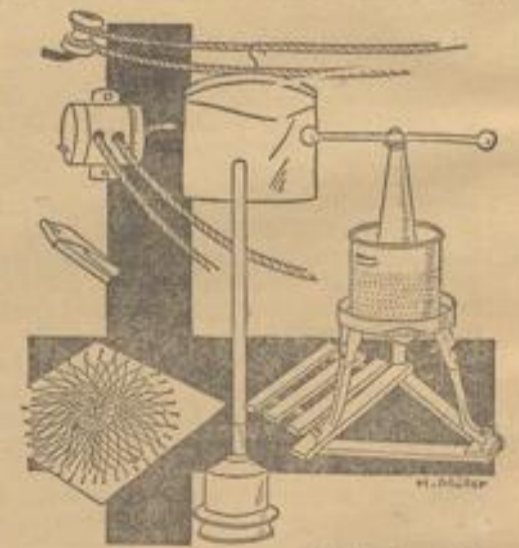
Kinderwäsche gut spülen

In den meisten Haushalten wird Kinderwäsche schnell mal zwischendurch gewaschen. Dabei hat man meist nicht die Bequemlichkeiten wie bei der großen Wäsche in bezug auf die Gerätmittel der Gefäße und des Spülwassers. Vielfach herrscht auch die Auffassung, daß Kinderwäsche, die meist nicht so schmutzig ist, nicht so gründlich gespült werden muß wie die übrige Wäsche. Das ist aber eine irrige Annahme. Gerade für die Behandlung von Kinderwäsche, insbesondere für die Wäsche der ganz Kleinen, ist gründliches Nachspülen erforderlich, denn die zarte Haut des Kindes wird durch etwa zurückgebliebene Seifenreste usw. leicht angegriffen.

Praktische Hausfrau

Große Wäsche — leicht gemacht

Die Zeiten, da die Hausfrau auswendig dem großen Wäscheberg entgegenstand, sind längst vorbei. Heute erleichtern ihr viele technische Hilfskräfte die schwere Arbeit so sehr, daß sie fast zum Vergnügen wird. Da haben wir eine einfache, aber leistungsstarke Wringmaschine, die in einer Stunde 60 bis 70 Kilogramm Trockenwäsche durcharbeitet. Da ist



Zeichnung: Müller-E. — M.

der Wäschestampfer, der in seiner Saugglocke ebenfalls die Wäsche reinigt und Handarbeit spart. Die Leine wird zweckmäßig über Holzrollen gezogen, um das Anrosten des Stricks und damit Beschädigung der Wäsche zu verhindern. Sehr praktisch ist die Leinentrommel, in der die Leine sich selbst immer wieder aufrollt. Zu solcher Leine gehören die Klammern mit Spannbügel, die die Hausfrau in einem Beutel birgt und mittels eines Kleiderbügels auf der Leine bis zu ihrer Arbeitsstelle mitführt.

Der Arbeitsvorschlag

Die Zeit der Erwartung

Für die junge Frau geht der glücklichen Zeit junger Mutterschaft die Zeit freudigster Erwartung und Vorfreude voraus. Solange wie möglich will sie ihrem Haushalt vorstehen und ihre Familie betreuen. In ihrem Zustand ist es aber besonders wichtig, stets zurückhaltend und zweckmäßig sowie peinlich frisch und sauber gekleidet zu sein.

Unser Vorschlag zu einem praktischen Kleid lehnt sich in seinem einfachen Schnitt an die Zweckmäßigkeit der großen Kittelschürzen an. Man wählt für die Arbeit des Alltags bei einem solchen Kleid leicht waschbaren, leichtechten Stoff, dunkelgründig, mit fröhlichen kleinen Blüten, im Winter natürlich wärmeren Flanell oder Wolle. Der schmale Gürtel aus gleichem Stoff ist unter der glatten Vorderbahn durchgeföhrt und im Rücken mit einer leicht verstellbaren Schnalle geschlossen. Wichtig ist, daß das Kleid in einem Stück, ohne unklare Unterteilung in Gürtelhöhe, gearbeitet wird.

Das hübsche und zweckmäßige Kleid läßt sich vielfach abwandeln und kann immer „neu“ wirken, wenn es nicht nur sauber und gut gebügelt gehalten, sondern auch durch verschiedenartigen Aufputz belebt wird. Zu dem kleinen, weißen, mit Knöpfen geschlossenen Einsatz kann man ein farblich passendes Anstecksträußchen tragen; sehr hübsch

sind die modischen Kragen in vielerlei Ausführungen.



Zeichnung: Müller-E. — M.

Etwas fehlt an der Suppe

Paprika anstatt Pfeffer

Bedenklich schüttelt manche Hausfrau den Kopf beim Abschmecken: etwas fehlt noch am Gericht... Natürlich! Eine Prise — Pfeffer? Nein, auf den Pfeffer kann sie schon lange verzichten, nachdem sie gelernt hat, unabhängig von den früher eingeföhrteten ausländischen Gewürzen allein mit den mannigfachen Würzkräutern unseres eigenen Landes zu wirtschaften. Wie aber wäre es mit einer Prise Paprika? Er kann in jeder Weise bedenkenlos verwendet werden! Denn er ist nicht nur reichlich vorhanden, sondern auch eines der gesündesten und nicht oft genug angewendeten Gewürze, die es überhaupt gibt. Er gilt als eines der vitaminreichsten Würzmittel und wird aus den verschiedenen Paprikasorten gewonnen.

Die Schärfe des Paprikas ist nicht von der roten Farbe, sondern von der Schotenart abhängig. Jedes Gericht wird durch den Zusatz von Paprika im Geschmack immer belebt und verbessert.

